

**ZEIT IST ASCHE –
oder: Phönix aus der Kuckucksuhr**

Aschermittwoch der Künstler
Rede von Xago

Staatliche Museen zu Berlin
Gemäldegalerie 25. 2. 2004 19 Uhr

Ein ökumenisches Projekt im Kulturforum Berlin
Geladen durch: Bischof Huber und Erzbischof
Kardinal Sterzinsky

www.xago.net
Tel. 030/4493340

1. PHÖNIX AUF DER FAHRBAHN

Wenn vom Phönix die Rede ist, dann geht die Rede von ihm weg.

Mein ICH bucht eine Reise – linkshändig wird gemalt, rechtshändig wird geschrieben, aber: beidhändig wird gezeichnet. Wo aber hin geht die Reise des ICH? Das ICH im Fahrzeug. Die Farbe im Rückspiegel, mit der Zeichnung auf dem Gaspedal, bremsen die Worte den Horizont ab. Denn: Der Horizont, das ist auch immer der Gegenverkehr. Horizont ist Zukunft, Horizont ist beweglich, Zukunft flieht nicht. Zukunft kommt im Zeittunnel uns entgegen. Wir wissen noch nicht, ob katastrophal, weil auf derselben Fahrbahn.

2. ABSEITS DER FAHRBAHN DAS ZEICHNENDE ICH

In den Kneipen zeichne ich meine kleinen Paradiese, aus denen ich den zu engen Raum vertreiben kann. Da spüre ich, daß ich vergehe – nicht aber die Zeit. Die Zeit ist reine Erfindung, sie ist eine Krücke des Gemütes. Es gibt keine Zeit. Da es sie nicht gibt, kann sie auch nicht vergehen. Die Zeit vergeht nicht – wir vergehen! Die Zeit ist ein Kuckucksei im Raum.

So – das wäre geklärt.

Komme ich aber nach der Kneipe mit meinen Zeichnungen in mein Atelier, dann bricht das „Jüngste Gericht“ an. Das ist die Farbe. Die breitet sich aus, wie im Spätwerk von Turner. Sich verwirbelnde Ungewißheiten gebären Ahnungen, sie schaffen einen Gefühlsschaum, der zu einem apokalyptischen Gestüt mutiert. Manchmal sucht ein apokalyptischer Reiter sein Pferd, nicht selten ruft ein Pferd seinen Reiter. Mit Wort-Trompeten schalle ich dagegen an, stürze ab mit den Silben – da stellt sich aus dem Farbnebel ein Reiter ein: Das ist die Zeichnung.

Sie sucht einen Halt in der Farbe, sucht einen Einstieg, sucht eine Zähmung. Farbe allein ist so erfolgreich erfolglos. Und genau an diesem Punkt stiftet die Linie den Aufstand gegen die Farbe. Die Farbe, selbst ohne Idee, nur eine blinde Tat des Lichtes, wird durch die Zeichnung gehalten. Die Zeichnung ist

bei mir gerichteter Sinn, ist für mich sinnstiftend. Stiftet Sinn für mich.

Phönix taucht mit den Schwanzfedern in die schon feuchte Asche ein und irritiert mich selbst mit einer Zeichnung.

3. PHÖNIX IMPLODIERT

Ich glaube, die Kunst hat nur eine Chance, wenn sie erlaubt, daß das Universum im Ich implodiert. Auch alle expressive Kunst ist nur diese Implosion und nichts weiter. Bilder und Worte liegen vermischt in unserem Gefäß umfassender Wünsche und Erfahrungen. Dem Wunsch nach Erfahrung stehen dann die Bilderrätsel der Sprache offen.

Die Hoffnung im Sieb, färbt sich der Tee des Lebens. Je länger die Hoffnung steht, je dunkler wird sie. Und das Gefühl für diese Übergänge, im Sepia-Farbton vom Tee, produziert ein kreisendes Bedenken. Manchmal umgeben mich Spiral-Bilder im lineraren Altern. Kreisendes Bedenken im lineraren Altern sollte ich mir für eine Bilderfindung reservieren. Dieses Bild führt mich zu einer Wortverbindung von einem „sowohl als auch“ zu einem „sowohl als und“. Dieses „sowohl als und“ ist ein magmatisches Denkbild von großer Abstraktion, aber sinnlich gefühlt, ähnlich einem früheren Bild von mir mit der Titel-Taufe: „Kein Grund zur Ursache“. Für mich führen diese beiden Formulierungen in eine hineinschleichende Ergänzung der Sprache zu einer dreifachen Anschauung: Todes-Wort, Lebens-Bild, gehalten von einer Daseins-Zeichnung.

4. PHÖNIX SIEHT DEN FLECK

Am Anfang war der Fleck! – nicht das Wort. Meine Abfolge ist: Fleck – Zeichnung – Wort. Das ist des Künstlers heilige Dreieinigkeit. Nicht Vater – Sohn und Heiliger Geist, sondern Mutter – Tochter – Gefallener Engel. Ich beginne mit der Mutter, nicht mit dem Vater. Der Fleck ist das Muttermal der Künstlerischen Seele. Der Fleck wird für mich Bühne, Theater. Der Fleck ist der Ort der Inszenierung. Und der Fleck ist der erste Angriff auf das Paradox von Denken und Sein, von Denken und Leben – das Paradox meiner menschlichen Existenz.

Wenn ich eine Farbe mit einer Zeichnung belege und später die gleiche Farbe, den gleichen Fleck mit einer anderen Zeichnung, dann bringe ich den Fleck zum Schwanken. Bringe ich wiederum eine Zeichnung durch verschiedene Texte, Worte oder Titel ins Schwanken, kann es zu einem Luzifer-Absturz der Zeichnung kommen oder aber auch zu einem Ballon-Aufstieg. Auf jeden Fall verliert der Strich seine Reinheit durch das Wort, wie die Farbe ihre Reinheit durch den Strich verliert. Das Bild wird Asche auf höherer Ebene.

Der Strich wird durch das Wort schwanger und der Wort-Sinn ist eine künstliche Befruchtung des reinen Sehens. Aber mein Bild-Sinn ergibt sich nicht aus einer Zentralperspektive, sondern

aus einer gestörten Kausalität. So, als würde eine begehbare Treppe im Kopf plötzlich zu einem glatten Laufband werden. Und schon stolpert der Geist. Er rutscht weg! Bedeutungen und Worte fahren einander auf, wie Fahrzeuge im plötzlichen Verkehrsstau, und ich spüre die Knautschzone der Sprache. Die Sprachfüllsel fallen raus und allein die Fahrgastzelle der Phantasie hofft dabei auf eine geringe Beschädigung. Leichte Verformungen gelten später als Ansatz für ein neues Sprach-Design. Hieran reibt sich der Deutschlehrer oder er lernt dadurch das Lernen der Sprachformung. Wortfindung durch Denkcrash, Sinnstiftung durch Spielfleiß, Nonens in ständig überkochenden Töpfen erfolgreicher Irrtümer. Kurz: Mein Maulwurf ist davon überzeugt, daß er nicht nur wie ein Kolibri auf der Stelle fliegt, sondern auch noch wie eine Amsel singt – und der Granit ist mein ganz persönliches Säugetier.

5. PHÖNIX SUCHT NACH EINER LIST

Alle Farben haben blinde Flecken und die Zeichnung macht die Farbe sehend. Ich bin ein zeichnender Forscher im endlosen Meer der Phänomene, der sich in der Bild-Wort-Maschine des ewigen Verschwindens zu behaupten versucht. Als Zeichner fühle ich mich oft wie ein ewig tretender Wasserfloh im Aquarium schwimmender Worte – bis mich die nächste Bedeutung frißt. Noch lebe ich in den sinnstiftenden Geburten wie in den erfolgreichen Wiedergeburten gelobten Scheiterns. Erfahrung und eine scharfe Sicht der Dinge machen nur klug – Weisheit aber ist Nebel und ohne Kontur. Es ist schwer vom Wissen loszulassen, um die Weisheit zu ahnen und zu genießen.

Die für mich sinnstiftenden Geburten aus Fleck, Zeichnung und Wort werden durch das Radio genährt; Ich habe keine Visionen, ich höre Radio. Die bestätigenden Enttäuschungen hole ich mir aus den Büchern der Geschichte und die Gewißheiten der Hoffnung aus der Musik. Um diese selbst in mir aufgebauten Spannungen abzubauen, fahre ich Rad auf versotteten Waldwegen. Auf verlassenem Jagd-Hoch-Sitzen lese ich aus dem Moos der Baumrinden und aus schmalen Büchern. Dort wage ich auch den Seh-Sprung von der Farbe zum Wort, entlang am Geländer der Linie. Dabei sind die Worte

nur die Interpunktion im Satz der Farben. Bilder haben einen uneinholbaren Vorsprung. Doch dem Wort-Phönix fällt eine List ein, wie bei dem Märchen von Hase und Igel: Der Wort-Hase rennt wie verrückt und wie von Sinnen zwischen den Bild-Igeln hin und her – doch die Bild-Igel bleiben immer die Sieger. Die Bilder tragen den Januskopf von Anfang und Ende, von Start und Ziel in sich, aber der Wort-Hase ist das Erlebnis der sinnlosen Raserei zwischen den Igeln des Stillstands. Der Verlierer bewegt sich, der Sieger sitzt seine Zeit aus. Der erste irrt und der zweite lebt falsch.

Denn: Die Bilder fallen in die Welt der Worte, wie der Regen auf das Heu. Welt und Gehirn fallen übereinander her, wie Kain über Abel oder der Traum über das Weltall. Der biblische Ausgang ist klar, der weltliche Ausgang noch nicht.

Unaufgeklärt, wie der Humanismus durch romantische Aufklärung meint, vertragen sich Welt und Geist, wie Handschuh und Hand. Aber sie stehen einander im Weg – oft wie Bild und Wort. Geist kommt aus der Zeichnung, wie das Wort aus dem Fleck. Welt und Fleck häuten sich und zurück bleiben, von diesen Schlangenleibern verlassen, Geist und Wort.

Manchmal sehe ich diese Häute an den untersten Ästen des Satzbaumes hängen, wie sperrige Zeichnungen. Dann beginnt das Wundern und ich sehe mich selbst als Zeichen im Wald der

Erscheinungen. Deutungslos denk ich mich wund. Um nicht im Denk-Wahnsinn umzukommen, begehe ich nun wieder eine List:

Dringend rate ich mir davon ab, mich zu deuten. Da verliert man sich im Nichts, da verliere ich mich im unendlichen Etwas. Die Therapie eines gefährdeten Denkens beginnt mit dem Fleck, den ich setze. So wie ich als denkendes Fleisch, durch die Eltern, gesetzt wurde. Täglich Fleck, Zeichnung, Wort. Täglich scheiternde Sinnstiftung für die Welt der Grotesken in all ihren verschlingenden Fangarmen, die an dem Sinn würgen.

Sisyphos huldigen, das Absurde annehmen und das Scheitern, hier ganz Albert Camus, loben. Die Zuversicht streichen, die Hoffnung von hinten aus der Geschichte her buchstabieren – nur so kommt Trotzdemismus auf. Trotzdemismus, welch ein reicher Zwischenton. Nur so kommt bei mir das Reale ins Bild, das durch das Spiel mit den Erscheinungen gefüttert wird. Dabei ist das Wiedererkennen des eigenen Strichs in der fremden Farbe eine große Lust – und die Zeichnung und die Worte atmen mir zu: Ich bin gemeint, in mir bricht sich das große Verschwinden von dem, was eben noch nicht war. Eben noch Farbe, jetzt schon Zeichnung und doch noch nicht Wort. Ich fühl' mich wie Phönix im Anflug.

6. PHÖNIX TRIFFT SEINEN WINZER

Mit einem Glas Meßwein in der Kehle rüttelt die nervöse Gedächtnisbereitschaft an dem bildhaften Empfängnisraum Leben. Das Meer der Bedeutungen läuft über und meine Zeichenfeder arbeitet wie ein Sonargerät. Dabei stürzt das weit Auseinanderliegende blitzartig zusammen, stürzt zusammen wie eine Hütte durch die Sintflut. Aus dem Fleck wird eine Kurve, aus einer Kurve wird eine Bedeutung, ein Zeichen mutiert zu einem Hilfe rufenden Wort. Aus einem Wort wird geradezu eine Sprachniederkunft, die wie eine Sturzgeburt auf das Bild fällt. Aufschrei, Durchatmen, der Wahnsinn lebt und hat Methode. Monsum – Tornado - Windstille. Das war ein Tag, das war mein Tag!

Manchmal ist das Tun im Atelier, wie das Tun auf der Arche, der die erfundenen Tiere abhanden gekommen sind. Phönix über Bord. Alle denken: „als alle Wasser abgeflossen“ setzte die Arche auf. Der Künstler stellt das in Frage: Er kommt nicht weiter, weil er auf eine Sandbank auffuhr. Vielleicht war es auch eine Asche-Bank. Die Wasser sind für Phönix, um die Asche-Bank herum, lange nicht abgeflossen!

7. PHÖNIX TRIFFT SICH

Wir schauen in den Spiegel. Sehen wir Phönix oder Asche? In diesem fremden Treffen oder bei der eigenen Selbstbegnung schlägt nicht selten eine Hand aus dem Spiegel zurück, schlägt nicht selten ein Bild auf ein Wort, quetscht das Bild kleine Sprach-Mitesser aus und aquarelliert eine Wange, die kleine Spiegel-Nase malerisch leicht weiß gehöht. Das Ich ist ein Mißverständnis: entweder eine Selbstverliebtheit oder eine Leugnung, ein Erschrecken durch das Gefundene, eine Abwendung von sich oder gar ein Selbst-Haß. Paul Klee sagte einmal: „Uns trägt kein Volk.“

Ich bemerke aber, daß es schon für viele Künstler schwer ist, sich selbst zu ertragen. Was ich aber tragen möchte ist die Lust, zugleich voraus- und zurückzublicken, ein Detail aus der Vergangenheit als ein Zeichen für Zukünftiges zu entdecken, die blinden Flecke der Ereignisketten in sichtbare Bildanatomie zu verwandeln, die noch blinden Farbflecke sehend zu machen. Und durch ein Wort, eine Sprachtaufe, einen Bildtitel auch ins Hörbare zu heben.

Malen ist eine von diesen sinnlosen Freuden, besser eine besondere Freude im Sinnlosen. Diese Freude versucht eine Stiftung zu gründen und diese Stiftung heißt: Die Überwindung

des absoluten Denkens durch das Bild. Da steht es schon das Bild: Der Tod trifft das Ich, im Mittelalter hieß es symbolisch: „Der Tod und das Mädchen“. Sturz in die Asche: Luzifer, Phönix, Ikarus.

Alle Kunst ist für den Künstler ein Versuch, sich einen Fluchtweg zu schaffen aus der Sackgasse Leben. Es ist ein Versuch, dieses Datum möglichst weit in das Unendliche zu verschieben: am besten in des Unendliche zu verlegen. – Die Kirche sagt: „Alle Zeit ist nur Frist.“ Der Künstler aber negiert die Zeit, nicht aber sein eigenes Verschwinden. Er betet den Raum an. Hier dehnt er sich aus, der Raum kennt keine Frist. Der Künstler ruft ohne Echo: „Alle Zeit ist nur Raum.“

Das Buch „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ ist schon geschrieben, nicht aber das Buch „Auf der Suche nach dem verlorenen Raum“. Es wurde aber schon oft gemalt. Die Zeichnung versucht den Raum zu vermessen und Worte sind nur mögliche Koordinaten. Sprache ist Abschied vom Bild. Doch Bild ist Ankunft in Sprache. Jedenfalls ist das meine Wahrheit. Ich weiß es nicht besser, ich weiß es nur anders.

8. PHÖNIX TRIFFT DEN ABGRUND

Mit der Raubkopie des Realen, also der Fotografie, wurden vor über 100 Jahren die Zeichner und Maler an den Abgrund ihrer Existenz geschoben. Und was sahen sie an diesem Abgrund? Eine Tiefe, von der sie vorher nichts ahnten. Jetzt war die Ferne, ohne Überwindung der Tiefe, nicht mehr zu haben. Die Maler blickten nun auf ihre inneren Regenbögen. Die Zeichner ließen sich an den inneren Linien ihrer Seele in die Abgründe hinab, bis sie den Bodensatz ihres Ichs fanden und die Worte mit den Füßen traten. Jetzt schauten sie sehnsüchtig grundtief an den Steilwänden der sie umzingelnden Gesellschaft empor in einen Spalt schwarzen Himmels. Die Nacht der Erkenntnis war: Schwarzes Quadrat auf schwarzem Grund. Ende – aus. Nichts geht mehr – Schluß, alles geht wieder – Anfang. Das Ende ist der Anfang. Versagen die Worte, kommen die Bilder! Versagen die Bilder, erklären die Worte das Versagen. Schrift und Zeichensystem belauern sich gegenseitig. Da niemandem ein Krankheitswort einfällt, sucht man nach einem Krankheitsbild. In Deutschland wird jedes Jahr ein Un-Wort, ein Krankheitswort gesucht, ein Un-Bild gibt es nicht, das verträgt der Markt nicht. Steht die Bildfreiheit vor der Wortfreiheit? Diese Frage ist eine Antwort, nach der mich keiner gefragt hat sie zu

suchen. Wenn die Un-Bilder sich ausdehnen, schrumpft das Denken. Es verging viel Raum bis hierher.

Während der Weltgeist lärmt und die Mode-Phrasen des Zeitgeistes alles verschlingen und verdauen, suche ich in einer Zeichnung, in einem Buntwort und in einem Graubegriff mein kindliches Urvertrauen. Dies alles im crash der Prä-Avantgarden mit den Post-Modernen.

Hallo ruft das Kind-Mädchen auf der Luftschaukel im schwingenden Zustand, die Zöpfe im Wind, mit weißen Kniestrümpfen, fliegendem Rock zwischen den vorbeirasenden Farbflecken von weißen und violetten Flieder: Ihr alle seid für mich da. Im Übermut der Lust formt sich ihr Umgebungs-Mai und Frühlingsduft zu meinem Bild: Am Anfang war der Mai, am Ende war's nur Duft, nur Schaukel-Duft.

9. PHÖNIX FÄLLT IN EINEN TRAUM

Ein letztes Mal teilt sich der Spiegel in ein Glas scheinbarer Durchsichtigkeit (von Zukunft) und in einen silbernen Spiegelgrund ihrer reflektierenden Vergangenheit. Die noch nicht geschaute Ahnung ist geboren. Ein Sprachbildner tritt auf: Jean Paul.

In Joditz bei Hof, im Norden von Bayern, traf ich zufällig auf ein privates Jean Paul Museum, gerade dort auf dem Erdfleck, wo Jean Paul seine Kindheit verbrachte. Und ich stand auch auf jener Stelle, wo es Jean Paul wie ein Blitz durchfuhr in der existentiellen Erkenntnis: Ich bin ein Ich. „Nie vergeß ich die noch keinem Menschen erzählte Erscheinung in mir, wo ich bei der Geburt meines Selbstbewußtseins stand, von der ich Ort und Zeit anzugeben weiß. An einem Vormittag stand ich als junges Kind unter der Haustüre und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht ‚ich bin ein Ich‘ wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fur und seitdem leuchtend stehen blieb: da hatte mein Ich zum ersten Male sich selber gesehen und auf ewig.“

Dieses frühreife Objektivierungsvermögen, sich selbst zum Gegenstand physischer wie metaphysischer Betrachtungen zu machen, wird bei Jean Paul ewig zu seiner empfindlichen Mitte werden. Die doppelte Lockung von Empfindsamkeit und

kritischem Geist geht nie ohne inneren Konflikt ab. Davon lebt der Künstler, das muß er ertragen. Um einen solchen Konflikt zu ertragen, legt Jean Paul diesen in die Gewänder von Träumen. Auf einen Traum will ich eingehen: Die Rede vom todtten Christus ... Die Welt des Atheismus war Jean Paul nur im Traum zu ertragen, da aber radikal. Die kosmischen und religiösen Bilder überschneiden sich hier in stark voneinander abweichenden Visionen. Ein erster Entwurf stammt von 1789, kurz, also 200 Jahre vor der Wende, ob Wachtraum oder nächtliche Phantasmagorie ist ungeklärt.

„Wie ich zu Nachts den Geist in der Kirche predigen hörte – von der Eitelkeit aller Dinge – wie ich einen Freund sah darunter – wie die Bösen und die Guten aussahen – wie eine nach den Bösen in der Luft schnappende und sich auf- und zuschließende Hand – an der Wand das gehende Rad der Zeit – ein zitterndes Geripp ...“

Dieser Tagebuchaufzeichnung gibt er nachträglich einen Titel: „Schilderung des Atheismus. Er predigt, es ist kein Gott.“ Einige Monate später gibt es eine aufgefüllte Variante. „... o beglückte Lebende, die ihr glaubt, es gebe eine Zeit und ihr seiet darin, nur Ewigkeit gibt's, die euch Wiederkäuet ... Das Sein ist ein Hohlspiegel, der gaukelnde, schlagende Menschen in die Luft stellet ... Die Natur seufzt und das Leben eines Menschen ist nichts als ein Echo dieses Seufzers ... der Tod

fasset eure Hand und sie reißet ab – Tote fassen einander und jedesmal bleibt die Hand des einen in der des anderen“

Auf der Suche nach Bildern macht Jean Paul in seinen Notizen schon 1786 einen Vermerk, daß gewisse Tote, besonders vom Wüstenwind ausgedörrte, eine scheinbare Ganzheit sind, doch: „Wenn man sie bei der Hand nimmt, bleibt sie in unserer.“ Mit den gespeicherten Notizen im Kopf, mit Bier, Kaffee und freien Improvisationen auf dem Klavier schießen die üppigen Bilder bei Jean Paul auf.

1790 erreicht Herder eine weitere Fassung mit dem Titel: „Des toten Shakespeares Klage unter toten Zuhörern in der Kirche, daß kein Gott sei.“ Der Traum endet diesmal mit den erschreckenden Worten: „Seht ihr denn nicht, ihr Toten, das stillestehende Aschenhäufchen auf dem Altar, ich meine das vom verfaulten Jesus Christus?“ Herder, erschrocken über das bilderfahrene Denken von Jean Paul, wenn auch als Traum, vermittelt keine Druckmöglichkeit. 1795 will der Berliner Verleger Matzdorff ein neues Buch von Jean Paul. Unter dem Sammeltitle „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke“ erarbeitet Jean Paul eine „Rede des Engels beim Weltgebäude“. Der Title lautet nun: „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei.“ An dieser Abfolge von Bildern und Titleformulierungen versucht Jean Paul eine immer kühnere Gestaltung seiner Atheismus-Visionen. Erst ist es der

Atheismus, daß kein Gott sei. Dann schiebt er Shakespeare als Vertreter des neuzeitlichen tragischen Weltgefühls ein, es folgt eine Wandlung, aus einer atheistischen Totenpredigt wird die Predigt eines Toten an die Toten, wobei später Shakespeare als Prediger von einem Engel abgelöst wird. Unüberbietbar verwirft er auch diesen Ansatz und steigert sich in dem Bild der Verkündigung totaler christlicher Umkehrung: der tote Christus selbst kehrt nach seiner Auferstehung zurück und ruft: „daß kein Gott sei“.

Aus dem Schauplatz einer spukhaften nächtlichen Totenversammlung in einer Friedhofskapelle wird der Kronzeuge Jesus über das auseinanderbrechende Weltall gehört. So radikal kann man träumen. „Und als ich niederfiel und ins leuchtende Weltgebäude blickte: sah ich die emporgehobenen Ringe der Riesenschlange der Ewigkeit, die sich um das Weltall gelagert hatte – und die Ringe fielen nieder, und sie umfaßte das All doppelt – dann wand sie sich tausendfach um die Natur – und quetschte die Welten aneinander – und drückte zermalend den unendlichen Tempel zu einer Gottesacker-Kirche zusammen – und alles wurde eng, düster, bang – und ein unermeßlich ausgedehnter Glockenhammer sollte die letzte Stunde der Zeit schlagen und das Weltgebäude zersplittern ... als ich erwachte.“

Hier wischt sich Jean Paul die Bilderperlen von der Stirn und drückt sein Schweiß Tuch aus. Die Wiese vor der Haustür hat ihn wieder. Und Jean Paul fährt nach dem Erwachen fort: „Meine Seele weinte vor Freude, daß sie wieder Gott anbeten konnte - ...“

So eben mogelt sich die Seele aus dem Unaushaltbaren in die Hoffnung oder in die Kunst der Erfindung. So stiftet der Geist Bilder, an denen er sich dann fest hält. Das Wachsein wird für den Künstler zum eigenen Zopf, aus dem er sich aus der Asche der Träume zieht. Doch oft ist es auch gerade entgegengesetzt. Der Traum zieht mich aus der Asche der Wirklichkeit. Glückstraum oder Albtraum? Der Abend beginnt, die Nacht wird es uns zeigen.

Mein Phönix bleibt unterwegs, unentschieden, gleichsam zwischen zwei Aschenhaufen, zwischen Traum und Träumer.